

Die schöne Gräfin ist sehr begehrt

Auktionsrekord im Heidelberger Kunsthaus Metz: 950 000 Euro für ein Porträt der Malerin Élisabeth Louise Vigée-Lebrun

Von Volker Oesterreich

Erwartungsvoll lächelnd blickt sie in die Ferne: Die fescbe Gräfin hält eine Musikrolle von Mozart in den Händen, ihre leicht geröteten Wangen und das neoklassizistische Kostüm einer Waldnymphe lassen auf ihr temperamentvolles Wesen schließen. Erst 21 Jahre alt war die Adlige, als sie 1793 von der französischen Malerin Élisabeth Louise Vigée-Lebrun (1755–1842) porträtiert wurde. Das Gemälde wurde jetzt vom traditionsreichen Heidelberger Auktionshaus Metz versteigert und erzielte einen Europarekord: Bei 760 000 Euro fiel der Hammer, inklusive Aufgeld muss der Höchstbietende sogar 950 000 Euro zahlen.

„Es gab ein regelrechtes Bietergefecht“, sagte Auktionator Mike Metz der RNZ. „Wir hatten zehn Leitungen geschaltet, es meldeten sich Interessenten aus Amerika, Frankreich und Ungarn, auch aus Italien, Schweden, Großbritannien und natürlich aus Deutschland.“ Das Eröffnungsgebot lag bei 100 000 Euro, nach einem halbstündigen Wettstreit stand das Ergebnis fest. Vor der Versteigerung wurde das Bild im Heimatland der Künstlerin – in einer Galerie in Paris – ausgestellt. Auch dort erregte es großes, internationales Interesse.

So viel wie jetzt bei Metz wurde in Europa noch nie für ein Werk der Hofmalerin Vigée-Lebrun bezahlt. Sie arbeitete für den französischen und den österreichischen Kaiserhof. Etwas mehr als in Heidelberg zahlte im vergangenen Jahr nur ein Bieter bei Christie's in New York für ein Gemälde der Künstlerin. Dort fiel der Hammer bei umgerechnet einer Million Euro.

Die porträtierte Gräfin Maria Franziska von Pálffy (1773–1821) gehörte der Aristokratie Österreich-Ungarns an. 1795 heiratete sie Graf Janos Nepomuk Hunyadi von Kéthely. Außergewöhnlich an dem Porträt ist auch seine Provenienz, da es sich seit der Entstehung ununterbrochen im Familienbesitz befand. Das beweisen zahlreiche alte Fotos des Schlosses Perkáta in Ungarn und Fotos des Salons, in dem das Gemälde über viele Jahrzehnte hing. Bei Kriegsende 1945 und auf der Flucht aus Ungarn wurde das Bild vom Schlossherrn per Pferd nach Österreich in Sicherheit gebracht. Später gelangte es per Schiff nach New York, bis es 1958 wieder nach Europa gebracht wurde und sich seitdem bei der Familie im süddeutschen Raum befand.

Der neue Besitzer kommt aus Frankreich. Wer es ist, verrät der Auktionator nicht. Diskretion ist in der Branche das A und O. Experten vermuten jedoch, es könnte sich um einen Händler handeln, der im Auftrag mitgeboten hat. Einiges spreche auch dafür, dass die musikalische Gräfin bald in ein Museum nach Melbourne reisen könnte.



Rekorderlös in Heidelberg: Porträt der Gräfin Maria Franziska von Pálffy, im Jahr 1793 gemalt von der französischen Hofmalerin Élisabeth Louise Vigée-Lebrun. Repro: RNZ

Lass bloß die roten Socken nicht hängen

Faust-Preisträgerin inszeniert im Jungen Nationaltheater

Von Laura-Maria Lüll

Der Sommer ist die schönste Jahreszeit für Kinder, verbunden mit dem Gefühl grenzenloser Freiheit. Er wird im Jungen Nationaltheater Mannheim von drei Personen beschrieben. Alle reden durcheinander, nicht nur ihre Stimmen, auch ihre Eindrücke verschmelzen miteinander. Zusammen mit der Musik von Matthias Meyer, mit Tier-Geräuschen und warmem Licht wird im Winter die Sehnsucht nach sonnigen Tagen geweckt.

Die Europäische Erstaufführung des Kinderstücks „Die Regeln des Sommers“ basiert auf dem gleichnamigen Bilderbuch des Australiers Shaun Tan. Unter der Regie der Faust-Preisträgerin Hannah Biedermann entstand eine ereignisreiche Szenenfolge. Zwei Brüder bleiben in der heißesten Zeit des Jahres daheim, während alle anderen in den Urlaub gefahren sind. Sie verbringen die meiste Zeit draußen in der Natur und haben viel Spaß zusammen, stoßen jedoch bald auf skurrile Regeln. Niemand weiß, wer sie sich ausgedacht hat. „Nie eine rote Socke auf der Wäscheleine hängen lassen“, heißt es zum Beispiel. Man solle auch nie über Nacht die Hintertür offen lassen.

Die Verstöße, die daraufhin vor allem der kleinere der beiden Brüder begeht, haben genauso skurrile Konsequenzen. Es tauchen sehr große Ungeziefer im Haus auf, ebenso ein riesiges, rotes Kaninchen. Dann kommen weitere sehr ungewöhnliche Figuren ins Spiel, mit denen sich die Brüder auseinandersetzen müssen. Dabei werden Johannes Bauer und Sebastian Reich, die sehr authentisch die beiden abenteuerlustigen Jungen verkörpern, von Hanna Valentina Röhrich unterstützt; sie schlüpft geschickt in verschiedene Rollen.

Nach und nach entsteht eine Rivalität, die sich immer weiter zuspitzt. In diesem Konkurrenzkampf verwandelt sich der Ältere vom anfänglichen Verbündeten zum rücksichtslosen Gegner. Als ihn der kleine Bruder, unglücklich und verwirrt, nach einem Grund für die Regeln fragt, eskaliert die Situation. Erst zum Schluss begreifen beide, dass ihre Freundschaft viel wichtiger ist als das Einhalten der Regeln.

Durch das ungewöhnliche Bühnenbild, das aus schräg ansteigenden Holzbergen, bedeckt mit Sauglocken, besteht, und dem Wechsel der sehr kreativen, ausgefallenen Kostüme (Bühne und Kostüm: Mascha Bischoff) entsteht eine starke Dynamik. Die Beziehung der Brüder wird mit diesen Mitteln immer wieder neu auf die Probe gestellt – an einem Ort, an dem alles möglich ist: in der kindlichen Fantasie. Ein intensives, zum Teil sehr amüsantes Theaterstück für Kinder ab fünf Jahren.

Info: Die nächsten Vorstellungen im Jungen Nationaltheater Mannheim heute um 10 Uhr, am 14. 12. um 11 Uhr und am 25. 12. um 15 Uhr.

Die Natur lügt nicht

Der Lyriker und Essayist Jochen Winter las in Schwetzingen

Von Matthias Roth

Gibt es sie noch, die Sprache der Magie und die Magie der Sprache? Auch wenn der Glaube daran zwischen E-Mails und WhatsApps fast verloren scheint: Ja, es gibt noch jene, die mit der Feder schreiben, in großer, deutlicher Schrift. Die Zeilen überfliegen, nachbessern, sich die Zeit nehmen, die Worte zu wählen, zu wägen. Wenn man dem Dichter und Essayisten Jochen Winter zusieht, wie er geduldig seine Zeichen setzt, beim Signieren von Büchern etwa, dann wird das Magische deutlich, das Sprache, Wort und Text immer noch haben können. Man stellt sich die Manuskripte vor, wie sie wohl aussehen, bevor sie für den Verlag abgetippt werden: Da wird um jede Formulierung gerungen, wird jeder Laut geschliffen, jede Chiffre verfeinert.

Da ist nichts spontan gesetzt, da findet keine lyrische Nabelschau statt: Das lyrische Ich interessiert ihn nicht; es werde viel zu viel das Ich zur Schau gestellt in der poetischen Kunst, so Jochen Winter beim an die Lesung sich anschließenden Gespräch mit dem zahlreich erschienenen Publikum in der Schwetzingen Stadtbücherei.

Er suche die Verbindungen zur Erde, zum Planetarischen, zum Kosmos, wenn er einen alten Weinstock beschreibe oder einen Lavastein. Am Átna, wo die Aufzeichnungen seines letzten Buches „Die Glut des Augenblicks“ entstanden oder bei der Betrachtung der Sterne, die zu seinem bisher dritten Gedichtband „Spuren im Unermesslichen“ führten, spiele der kleine Mensch keine wesentliche Rolle, gerade dann nicht, wenn er sich als winziger Teil des Ganzen, des Universums begreife.

Jochen Winters Texte sind nicht leicht eingängig, dafür aber wirken sie umso nachhaltiger. Durch seine Rezitation sind sie manchmal sogar leichter zu fassen als durchs eigene Lesen. Jedenfalls bleibt die Spur im Gedächtnis, die der in Schwetzingen geborene, heute in Paris und auf Sizilien lebende Autor legt: „Die Natur lügt nicht“, schreibt er einmal, und ja: Es braucht eine Weile, bis selbst eine solche klare Aussage sich gesenkt hat ins tiefere Bewusstsein.

Info: Jochen Winter: Drei Lyrikbände im Agora Verlag Berlin. „Die Glut des Augenblicks – Aufzeichnungen vom Átna“ bei Matthes & Seitz, Berlin.

Kleine Besetzung, große Wirkung

Heidelberger Motettenchor sang Magnifikas in St. Raphael

Von Jesper Klein

Das Magnificat, Marias Antwort auf die Ankündigung der Geburt Jesu, erfreut sich bei Komponisten großer Beliebtheit und wurde zahlreich in Musik gesetzt. Der Heidelberger Motettenchor präsentierte in St. Raphael in Neuenheim weniger bekannte Vertonungen – vom 17. Jahrhundert bis hin zur Gegenwart.

Unter der Leitung von Hans Jochen Braunstein bot der Chor zunächst Carlo Donati Cossonis Version dar, die mit ihren acht Chorpartien die Sänger vor Herausforderungen stellt. Dabei harmonierten die Gruppen gut miteinander und spannten einen ansprechenden Spannungsbogen. Auch das Magnificat von Charles Villiers Stanford bringt mit seiner doppelchörigen Anlage Schwierigkeiten mit sich. Bemerkenswert ist die Werkauswahl vor dem Hintergrund, dass der Motettenchor mit 14 Frauen- und neun Männerstimmen nicht besonders groß ist. Es ist mutig, mit einem so kleinen Chor doppelchörig zu singen und braucht hierbei jede einzelne Stimme.

Doch Braunstein konnte sich auf seine Formation verlassen. Gemeinsam gelang es, durch kluge und spannungsgeladene Dynamik die Facetten der verschiedenen Vertonungen auszuleuchten. Besonders bei Stanford – der Chor sprüht hier vor Energie – funktionierte dies hervorragend und führte zu beglückenden Momenten. Momenten wie das Amen, das sich zum Abschluss von Cossonis Magnificat auftürmt, ganz anders als der knappe Schluss bei Johann Pachelbel oder die chromatische geschärfte Version bei Stanford. Neben dem weitgehend vergessenen Stanford zeigte der Motettenchor mit dem Schotten James MacMillan einen weiteren Komponisten von der Insel. Nur an einigen Stellen drängte sich manch eine Stimme des ansonsten homogen agierenden Chores etwas zu stark in den Vordergrund. Den Höhepunkt stellte Pachelbels Vertonung dar, die der Chor besonders wohlklingend sang, auch weil die Partien in dem vierstimmigen Werk zahlenmäßig stärker besetzt waren. In der abschließenden Fuge saß jeder Ton.

Das Konzert endete besinnlich mit Eriks Ešenvalds. Wer häufiger zeitgenössische Chormusik hört, kennt den lettischen Komponisten, dessen harmonisieliges Repertoire bei Chören durchaus beliebt ist und das sehr passend war zum zweiten Adventssonntag.

„Wir leben in einem Orkan von Kreativität“

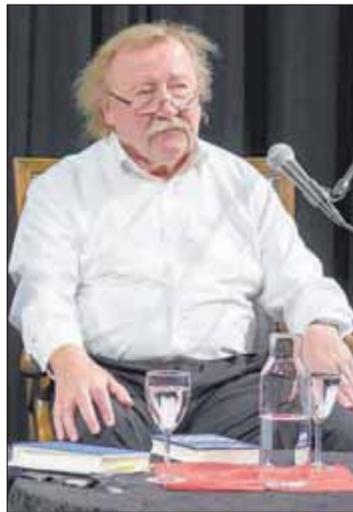
Der Philosoph Peter Sloterdijk sprach im Heidelberger Deutsch-Amerikanischen Institut über sein neues Buch „Nach Gott“

Von Heribert Vogt

Wer mit der vorgefassten Meinung gekommen war, Peter Sloterdijks neues Buch „Nach Gott“ würde auf ein postreligiöses Zeitalter verweisen, der hatte sich aufs Glatteis führen lassen. Denn Sloterdijk betonte gleich zu Beginn, dass „Nach Gott“ auch so viel wie „Gemäß Gott“ heißen kann. Und derart mäandrierend wie auch anregend ging sein pointenreicher Streifzug durch Götter- und Kulturwelten im voll besetzten Heidelberger DAI dann weiter.

Im Gespräch mit Manfred Osten hielt der Karlsruher Philosoph einerseits Geistesgrößen wie Friedrich Nietzsche, Martin Heidegger oder Max Weber in ihren Zeitdiagnosen „kapitale Metaphernfehler“ vor, andererseits brachte er den Diskurs immer wieder auf den populären Punkt Nietzsches Diktum „Gott ist tot“ etwa veranschaulichte Sloterdijk anhand der New Yorker Fifth Avenue, an der einige kleine Kirchen zwischen mehrere hundert Meter hohen Wolkenkratzern eingeklemmt sind.

Ungewöhnlich auch sein Zugriff auf die heiß diskutierte Künstliche Intelligenz (KI). Für Sloterdijk wird sie im Zeichen der digitalen Programmatik „total überschätzt“, denn sie fängt schon bei den Werkzeugen des Menschen an. Demnach lebt die Menschheit schon immer in einer Hülle von KI, weil sie sich mit technischen Errungenschaften, Gebäuden oder



Pointenreich und anregend: Peter Sloterdijk im DAI. Foto: Philipp Rothe

Klängen umgibt, die allesamt von KI zeugen. Auch die Sprache ist für ihn nichts anderes als der Triumph der künstlichen Intelligenz über das Stimmband.

Dieser Sachverhalt ist der alteuropäischen Tradition von jeher fest eingeschrieben. Das Christentum ist zumindest vom vierten Evangelium an eine Lo-

grosreligion und basiert auf der Einheit von ursprünglicher sowie abgeleiteter Intelligenz. Oder deutlicher: Gott ist hier so etwas wie der „oberste Intelligenzverleiher“, ein „Pfandhaus für Intelligenz“. Jeder bekommt ein bisschen davon ab. Das Jüngste Gericht besteht dann später darin, dass geprüft wird, ob die ausgeliehene Intelligenz integral zurück-erstattet wird oder ob es zu einer Art „Intelligenzhinterziehung“ durch ihren Benutzer gekommen ist.

Während Sloterdijk den Islam – etwa im Hinblick auf dessen strikte Gebetsriten – als Unterordnungsreligion qualifizierte, stellte er für den Westen fest, dass dort doch sehr viel passiert ist. „Deshalb werfen wir uns nicht ständig nieder, sondern erheben eher prometheisch die Faust zum Himmel. Wir haben uns dazu entschieden, unsere Geschichte in eine zweite Schöpfungswoche voranzutreiben.“ Denn es sind wahrlich viele neue Dinge entstanden, die weder im Alten noch im Neuen Testament noch im Koran noch in einer anderen heiligen Schrift der Geschichte Erwähnung finden.

So verzeichnet der Duden bei jeder Neuauflage ungefähr 5000 neue Wörter, die ganz überwiegend technologischen Ursprungs sind und von Dingen handeln, die es bis zur letzten Auflage noch nicht gegeben hat. Das zeigt: „Wir leben in einem Orkan von menschengebundener Kreativität.“ Und für Sloterdijk wird jetzt ein Teil dieser Kreativität ausgeliehen an

Maschinen, die selbst erfindende Fähigkeiten haben sollen. Dies erinnert an das 17. Jahrhundert in Europa, in dem die allgemeine Technik des Erfindens erfunden wurde. Sie hat den sich selbst verstärkenden Wirbel erzeugt, aus dem die moderne Technik hervorgegangen ist. Während Heidegger und Max Weber um 1900 einen Erstarrungszustand der Welt ausmachten, haben die Menschen heute ein ganz anderes Daseinsgefühl. Denn sie erleben, was alles an der technischen, biologischen, inventorischen oder künstlerischen Front geschieht.

In Bezug auf den Begriff der „Theopoesie“, der die literarische Gestalt theologischer Schriften bezeichnet, vermutete Sloterdijk, dass im 21. Jahrhundert auch ein lernender, den Koran relativierender Islam etwa die europäische Bühne betreten wird. Auch die Japaner und Chinesen hätten in der Vergangenheit vom Westen gelernt. Für den Philosophen bestünde der Sinn einer neuen Aufklärung darin, „über diese Dinge so zu reden, dass man den Religiösen nicht ständig vor den Kopf stößt, sondern ihnen erklärt, dass sie manchmal ganz gute Dichter sind“. Allerdings würden wohl weder Koran noch Johannesevangelium mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet werden.

In der Vergangenheit war es vor allem die europäische Universität, die sich zur dominanten Organisationsform für den allgemeinen Intellekt entwickelt hat.

„Und wenn man als Europäer auf irgendein stolz sein kann, dann darauf, was es seit der Zeit der Kathedralschulen in den Universitäten auf europäischem Boden an intellektueller Evolution gab“, so Sloterdijk. Da habe die Musik gespielt, und da spiele sie zum Teil immer noch. Die alte europäische Universität, die sich auch noch im amerikanischen Campus großartig verkörpert, hat demnach „ihre letzte Patrone noch nicht verschossen“.

Aber für Sloterdijk entwickelt sich auch der Islam weiter. So können selbst dort die meisten Männer, wenn sie nicht völlig „dschihadistisch übersteuert“ sind, mit dem von Koran versprochenen 72 Jungfrauen im Paradies nichts anfangen. Die Möglichkeiten des europäischen Mannes sind ja „schon erschöpft, wenn er sich mit einer Zweitfrau auseinandersetzen muss“. Auch in den arabischen Ländern sind nicht alle Menschen glühende Muslime. Die Religion ist selbst dort nur eines von vielen Merkmalen der Identität.

Hatte sich Sloterdijk zuvor schon mit Richard Wagners „Götterdämmerung“ beschäftigt, so konstatierte er schließlich, dass in den entsprechenden Weltgegenden auch bereits eine „Allahdämmerung“ stattgefunden hat.

Info: Peter Sloterdijk: „Nach Gott“. Suhrkamp Verlag, Berlin 2017. 364 S., 28 Euro.